

## Mission in Nigerien

Der erste Versuch der Evangelisierung Nigeriens geht auf das Jahr 1842 zurück, auf eine Initiative protestantischer Methodisten, die von Cape Coast (Ghana) kamen. Katholische Missionare gingen 1861 im Südwesten an Land. Bei einer Gesamtbevölkerung von 75 Millionen, schätzt man heute die Zahl der Christen auf über 12 Millionen. Die Katholiken sind fast 4 Millionen, die regional sehr ungleich verteilt sind.

Eines der auffallendsten Zeichen der Lebenskraft der Kirche in Nigerien ist ohne Zweifel die eindrucksvolle Zahl religiöser Berufe unter der Jugend. Die Vitalität der Kirche offenbart sich auch in der Volksfrömmigkeit. Die Nigeerianer – Animisten, Moslems oder Christen – scheinen einen spontanen Zug zum Gebet zu haben. Für die Katholiken ist der Sonntag wirklich ein Feiertag. Mehrmals füllen sich die Kirchen und alle Gläubigen – selbst die, die draußen bleiben müssen – folgen mit Andacht der Meßfeier. In diesem Klima religiösen Eifers hat die Bibel einen besonderen Platz.

In den folgenden Beiträgen soll ein wenig die Missionsarbeit der Kirche und insbesondere unserer Mitbrüder skizziert werden.

### **„Familie, werde, was du bist!“**

„Mein Appell und meine Aufforderung an euch, christliche Familien Nigerias, ist derselbe Appell und dieselbe Aufforderung, die ich in meinem jüngsten Apostolischen Schreiben `Familiaris consortio` an alle christlichen Familien der Welt gerichtet habe: Familie, werde, was du bist!“

Die Familie kommt von Gott. Der Schöpfer hat den Liebesbund zwischen Mann und einer Frau eingerichtet. Er hat ihre Liebe gesegnet und ihren Bund zu einer Quelle gegenseitiger Hilfe gemacht. Er hat sie fruchtbar gemacht und ihren Fortbestand bis zum Tod angeordnet. Im Plan des Schöpfers ist die Familie eine Gemeinschaft von Personen. Deshalb beruht die Grundform des Lebens und der Liebe innerhalb der Familie auf gegenseitiger Achtung, auf der Achtung für jedes Mitglied der Familie. Ehemänner und Ehefrauen, achtet und behandelt einander mit dem größten Respekt! Eltern, respektiert die einzigartige Persönlichkeit eurer Kinder! Kinder, erweist euren Eltern gehorsamen Respekt! Alle Familienmitglieder müssen sich angenommen und respektiert fühlen, weil sie sich geliebt fühlen müssen. Das gilt ganz besonders für die Alten und Kranken.

Christliche Familien Nigerias, lasst euer Beispiel vor der ganzen Welt leuchten. Setzt euch ein für das Leben! Ihr werdet eurem Land, der Kirche und der ganzen Menschheit einen großen Dienst erweisen, wenn ihr auf jede nur mögliche Weise versucht, die Liebe zum Kind zu schützen, die zu eurer Kultur und euren Familienüberlieferungen gehört. Liebt eure Kinder, so wie Maria und Josef Jesus geliebt, beschützt und erzogen haben.

Die Heilige Familie von Nazaret, Jesus, Maria und Josef, segne alle Familien Nigerias. Amen.

(Aus der Predigt des Papstes beim Gottesdienst mit den christlichen Familien in Onitsha / Nigerien am 13. Februar 1982)

## Nigerien – Land der Gegensätze

Bundesstaatliche Republik (Präsident Alhaji Shehu Shagari) 924.000 km, 75 Mio. Einw., Hauptstadt: Lagos

Religionen: 44 Prozent Moslems, 34 Prozent Christen (6 Prozent Katholiken, 28 Prozent „Unabh. Kirchen“ und Protestanten), 22 Prozent Anhänger von traditionellen Religionen.

Kath. Kirche: 31 Jurisdiktionsbezirke (3 Erzdiözesen, 28 Diözesen; 25 einheimische Bischöfe), 1239 Priester, 945 Seminaristen, 169 Brüder, 1027 Schwestern, 7431 Katechisten.

Nigeria, der volkreichste Staat Afrikas, ist voll von Gegensätzen: Den Süden des Landes bedeckt tropischer Regenwald, im Norden findet man wüstenhafte Sahellandschaft. Krasse Kontraste in der Lebensweise prallen aufeinander: In den Städten herrscht Kapitalismus in Reinkultur, der vom Ölreichtum des Landes angetrieben wird, wobei Kontroll- und Lenkungssysteme, wie sie moderne Wirtschaftsorganismen hervorbringen, noch unbekannt sind – Spekulanten machen hier die Geschäfte ihres Lebens. Auf dem Lande dagegen halten die Stammeskönige unangefochten ihre Position. Sie können sich wie im Mittelalter auf den unbedingten Gehorsam ihrer Untertanen verlassen und eine Pracht entfalten, wie sie sich sonst nur im Orient findet.

Der umfangreiche Sklavenhandel, den die Könige des Benin-Reiches vom 15. Bis ins 19. Jahrhundert trieben, gab dem Land damals den traurigen Namen Sklavenküste. 1861 wurde es britische Kolonie, 1960 bekam es die Unabhängigkeit.

Der neue Staat trug die Keime für spätere Konflikte in sich: Großbritannien hatte versucht, die eindeutige Vormachtstellung des Südens in allen wichtigen Bereichen eines modernen Staates dadurch aufzufangen, dass es ein Wahlsystem einführte, das den Norden in allen gesetzgebenden Gremien des Bundes immer die Mehrheit erhalten ließ. Dazu kam die Spannung zwischen den beiden großen Stämmen des Südens, den Yorubas im Westen und den Ibos im Osten. 1967 erklärten die Ibo ihre Unabhängigkeit und nannten ihren Staat Biafra. Der darauffolgende Bürgerkrieg endete 1970 mit einem Sieg der regulären Truppen unter General Gowon, nachdem die Ibo eine unvorstellbare Katastrophe erlitten hatten – ungefähr eineinhalb Millionen Menschen waren verhungert. Der Sieger Gowon sah von Strafmaßnahmen gegen die Sezessionisten ab. Der Südosten blieb jedoch hinter der Entwicklung der übrigen Landesteile zurück, obwohl an seiner Küste 70 Prozent von Nigerias Erdöl gefördert werden. 1979 endete die 13-jährige Militärherrschaft, und der Zivilist Shegu Shagari übernahm das Präsidentenamt. Shagari ist ein Hausa und wie die Mehrheit seines Volkes ein Moslem.

Die katholische Missionsarbeit begann in Nigeria 1861. Bis 1900 überstieg die mittlere Aufenthaltsdauer der Pioniere keine drei Jahre. Heute gibt es 4,8 Millionen Katholiken, die aber regional sehr ungleich verteilt sind: Über 3 Millionen leben allein in der überbevölkerten, von Ibos bewohnten Kirchenprovinz Onitsha im ehemaligen Biafra, wo über 20 Prozent der Bewohner Katholiken sind. Hier gibt es auch keine Probleme mit dem Priesternachwuchs, die Seminare sind voll. Auch die Zahl der jungen Mädchen, die Ordensfrauen werden wollen, ist sehr hoch, und viele Bewerberinnen müssen abgewiesen werden. Diesen Zahlen in Ost-Nigeria stehen aber keine vergleichbaren in den anderen Regionen entgegen, in denen der Mangel an einheimischen Priestern am schwersten wiegt. Die 135.000 Katholiken der Vier-Millionen-Stadt Lagos werden beispielsweise noch immer zu 70 Prozent von ausländischen Priestern betreut. Die traditionellen Tätigkeitsbereiche Schule und Krankenhaus standen zunächst im Vordergrund der kirchlichen Tätigkeit. Als der Staat diese beiden Sektoren übernahm, brach für viele eine Welt zusammen, da man andere Felder der Pastoral noch zu wenig erschlossen hatte. Eine Aufgabe, die man erst jetzt zu sehen begann, war der Dialog mit den anderen Hauptströmen der Religion Nigerias: hier ist einerseits der Islam zu nennen,

andererseits die „Unabhängigen Kirchen“, die überall aus dem Boden schießen und die ihren Gläubigen das Heil nicht nur predigen, sondern in Form groß aufgezogener Heilungsgottesdienste auch physisch vermitteln. Diesem Bedürfnis nach ganzmenschlicher Heilserfahrung besonders des afrikanischen Menschen versucht auch die Kirche entgegenzukommen, indem sie überall die Gründung charismatischer Gebetsgruppen unterstützt. Um den Dialog mit dem Islam hat sich besonders der Erzbischof von Kaduna (Nord-Nigeria), Msg. Jatau, verdient gemacht.

Die nigerianische Kirche will selbst auch ihrem Missionsauftrag nachkommen und Missionare in die priesterarmen afrikanischen Nachbarländer senden. Aus diesem Grunde wurde 1977 ein Missionsseminar in Iperu (West-Nigeria) eingerichtet – das erste derartige Institut in Afrika.

## Lazaristen in Nigerien

Im Jahre 1960 kamen die ersten Lazaristen, drei irische Missionspriester nach Nigerien. Sie eröffneten im Osten des Landes, in Ikot Ekpene, ein Missionshaus, das das erste und bis heute wichtigste Zentrum der vinzentinischen Mission in Nigerien wurde.

Die Missionare, deren Zahl bis zum Ausbruch des Bürgerkrieges 1967 auf acht anstieg, sahen ihre Hauptaufgabe in der Abhaltung von Missionen und Einkehrtagen. Der Biafra-Krieg unterbrach allerdings die Missionsarbeit, da die Lazaristen, wie auch die meisten anderen Geistlichen, des Landes verwiesen wurden. So kam es, dass nach dem Krieg, als der Provinzial James Cahalan mit einigen Mitbrüdern die Missionsarbeit wiederaufnahm, die Missionare vom hl. Vinzenz von Paul die Hälfte des gesamten dortigen Klerus bildeten.

Der Neubeginn brachte rasche Erfolge. Schon vor dem Krieg hatten sich zwei Einheimische gemeldet, mit der Bitte, in die Kongregation aufgenommen zu werden. Sie wurden in Irland ausgebildet und empfingen 1973 bzw. 1975 die Priesterweihe.

Mittlerweile gibt es eigene Ausbildungsstätten in Nigerien: 1973 hielt H. Paul Roche CM erstmals Unterricht für Postulanten an der Emmanuel-Hauptschule in Ugboklo, 1975 folgten die ersten Seminarstunden für die Novizen, während ein eigenes Noviziatshaus in Ogobia (35 km von Ugbokle) schon in Bau war, das „St. Justinus de Jakobis-Seminar“. Das Ziel aller Bemühungen der Missionare ist es, in etwa acht Jahren den nigerianischen Mitbrüdern das jetzige Missionsgebiet als eigene Provinz übergeben zu können. Tatsächlich wird die Zahl der irischen Missionare reduziert, während die der einheimischen Mitbrüder ständig steigt. Mit dem Eintritt der letzten Seminaristen gibt es bereits mehr nigerianische als irdische Mitbrüder.

Es ist also bestimmt nicht verwunderlich, dass das größte Gewicht auf die Förderung des Nachwuchses gelegt wird: Von den insgesamt zwölf Priestern, die 1978 in Nigerien tätig waren, arbeiteten vier auf dem Gebiet der Volksmission und hielten Einkehrtage, um so auch auf den geistlichen Stand aufmerksam zu machen und Berufungen unter den jungen Leuten zu fördern.

Vier weitere arbeiten ausschließlich in der Priesterausbildung, und zwar neben dem Justinus-Seminar im Priesterseminar von Onitsha (mit etwa 600 Alumnen bis vor kurzem das größte Seminar der Welt!), in dem auch die Lazaristenkleriker ausgebildet werden.

Zwei Mitbrüder arbeiten in der direkten Seelsorge und haben vier Pfarren in Stadt und Land zu betreuen.

Ein anderer leitet eine Knabenschule, ein weiterer bildet einheimische Katechisten aus, wofür ein eigenes Zentrum errichtet wurde. Diese Laien sind die Stützen der Mission und die rechte Hand der Pfarrer.

Außerdem steht ein Lazarist den Barmherzigen Schwestern als Direktor zur Verfügung; die Schwestern waren wenige Jahre nach den Lazaristen von Irland gekommen und leisten nun großartige Hilfe in Schule, Krankenhäusern und anderen sozialen Einrichtungen. Von drei Spitälern, die der Bischof von Makurdi kürzlich eröffnete, werden zwei allein von den Barmherzigen Schwestern geführt. Beide liegen in günstig erreichbarer Entfernung von den übrigen vinzentinischen Einrichtungen.

Auch hier gilt der Grundsatz, der Bevölkerung größtmögliche Selbständigkeit zu geben, also nicht auf Dauer Spitäler zu führen und Bewässerungsanlagen zu bauen, sondern mit der Absicht, dem nigerianischen Volk beizubringen, wie es all diese Dinge selbst machen kann. Zu erwähnen ist noch, welch hoher Wert der Schule in Nigerien beigemessen wird. Bischof Shanahan, einer der größten Afrika-Missionare, hat folgendes Wort geprägt: „Jede Schule ist eine Kirche, und jede Kirche ist zugleich Schule.“ Vor dem Bürgerkrieg im Jahre 1967 führten er und seine Mitbrüder, die Patres vom Hl. Geist, über hundert Hauptschulen in einer Diözese. Nahezu alle Studenten im Priesterseminar von Onitsha kommen aus einer solchen „Shanahan“-Schule.

Die nigerianische Kirche ist jung, lebendig und fruchtbar. Die vielen Berufungen zum geistlichen Leben und die Begeisterung und der Einsatz aller geben berechtigte Hoffnung, dass diese junge Kirche bald Sauerteig für ganz West-Afrika sein wird.

Karl-Heinz Robitschko CM

## **Missionsstation Ogbia**

**Zwei steirische Studenten, Matthias Keil und Niki Sacken, verbrachten ihre Ferien auf einer Missionsstation der Lazaristen im Südwesten Nigeriens, um beim Ausbau einer Kirche mitzuarbeiten.**

**Im folgenden Beitrag erzählen sie von ihren Erlebnissen.**

### **REISEPLANUNG**

An einem langen Winterabend wurde die Idee geboren! Niki und ich, wir zwei, unterhielten uns wieder einmal über alles mögliche und kamen unter anderen darauf, dass es großartig sein müsste, den Sommer in einer Missionsstation zu verbringen.

Sehr schnell waren wir von dieser Idee begeistert: in die „dritte Welt“ zu gehen, eine Menge grundsätzlicher Probleme solcher Länder in einer Station gut beobachten zu können, etwas dabei zu arbeiten und nicht bloß dummer Beobachter zu sein und das missionarische Leben ein wenig kennenzulernen.

Doch die Wochen, die darauf kamen, nahmen uns ein wenig von unserem Optimismus, und wir mussten uns nach langem Suchen damit abfinden, nirgends eine Art Organisation zu finden, die Missionsinteressierte nur für zwei bis drei Monate aussendet.

Obwohl wir mit Herrn Herget von den Lazaristen in Graz in Kontakt kamen, wurde unsere Hoffnung immer geringer.

Der Februar war mittlerweile gekommen und wir beide waren nach Rom gefahren. Gerade da, zwischen frühchristlichen Basiliken und Katakomben, erreichte uns ein Telefonat von zu Hause, und wir bekamen eine uns unbekannte Adresse. Schon bald darauf befanden wir uns im Generalat der Lazaristen und durften unsere Ideen verschiedenen Personen unterbreiten. Unsere wichtigste Begegnung aber ist die mit Father Stan gewesen, einem gebürtigen Iren, der seit zwei Jahren in Nigeria in einer irischen Mission tätig ist. Seinem Wagemut und Optimismus ist alles zu verdanken. Als er hörte, dass wir beide am Anfang eines Technikstudiums stehen, war er hochofrend und hatte sogleich konkrete Ideen mit uns. Er erzählte uns von der Kirche, an der seit zwei Jahren gearbeitet wird und bei der nahezu jedermann seinen Teil beitragen könnte. Es war natürlich ein Riesenglück, dass wir gerade Father Stan trafen, denn nach unserem ein- bzw. zweijährigen Studium können wir nicht gerade zu den Baufachleuten gezählt werden. Wir werden daraufhin vom Generalsuperior, Richard Mc Cullen CM, empfangen, dem unser Vorhaben gefällt und der uns viel Glück und „gutes Gelingen“ wünscht und uns seinen Segen mit auf den Weg gibt. Aber noch fahren wir nicht ab – es beginnt vielmehr eine lange Vorbereitungsphase. Dazu möchte ich nur kurz sagen, dass wir im richtigen Moment stets auf jene Leute gestoßen sind, die uns weiterhelfen konnten: Sei es medizinische Beratung von Ärzten, die in den Tropen tätig waren, seien es Ratschläge aus erster Hand von einem Missionar in Kamerun oder sei es die Bekanntschaft mit Dr. Hagg, dem Botschaftssekretär in Lagos, der uns half, zu einem Visum zu kommen, und uns Quartier in der bekannt gefährlichen Hauptstadt Lagos zusicherte. Vom päpstlichen Missionswerk und von den Lazaristen bekamen wir freundlicherweise eine kräftige Finanzspritze für die Flugkosten. Und so nach und nach häufte sich die Anzahl der erforderlichen Dokumente, der verabreichten Impfungen und unterschiedlichen Ratschläge. Das Beschaffen eines günstigen Flugtickets war ein Abenteuer für sich. Letztendlich hatten wir das (zu einem Idealpreis erhaltene) Ticket Wien-Lagos gerade noch rechtzeitig am Tag vor dem Abflug in Händen.

Die gutgemeinten Sorgen unserer Mütter noch in den Ohren konnte es dann losgehen, - wir freilich ohne jede Angst, denn was konnte nach solch göttlicher Lenkung noch schiefgehen.

## **AUS DEM TAGEBUCH**

### **„26. Juli 1982:**

„Moses, hast du schon die Mischung für die Ziegel fertig? Francis, wo bleibt die schwarze Plane? Dixi, hast du schon die Ziegelformen vorbereitet, - und was ist mit dem Papier!?“ Auf unserer Baustelle ist es acht Uhr, und es herrscht bereits lebhafter Betrieb. Während Matthias die Ziegelproduktion in Schuss hält, beginne ich heute mit dem Aufmauern der ersten hartgewordenen Ziegel. Es war gar nicht so einfach gewesen, eine Methode herauszufinden, um unter den gegebenen Bedingungen einfach und schnell eine genügende Anzahl von Ziegeln herzustellen. Aber der Reihe nach:

Father Brian Moore CM, der einzige Missionar, der den Sommer über in Ogobia war, hatte uns folgende Aufgabe zugeordnet: Wir sollten die zwölf großen Fensteröffnungen der bereits stehenden Kirche so gestalten, dass sowohl ein Luftdurchzug als auch ein Schutz vor Hitze gegeben ist und trotzdem genug Licht in das Innere fällt. Außerdem sollten wir noch versuchen, auf irgendeine Weise symbolhafte Darstellungen in die Fenster hineinzubringen. Zunächst schien uns all das schier unlösbar, und wir wussten nicht, wo wir anfangen sollten, da wir vorerst weder Werkzeug noch Materialien zur Verfügung hatten; zudem waren keine Handwerker da, von denen wir uns praktische Tipps hätten holen können.

Doch dann erinnerten wir uns, dass es auch in der Steiermark Fenster gibt, die ähnliche Bedingungen erfüllen müssen, zwar nicht in Kirchen, aber bei Scheunen, deren Fenster in einer Art von durchbrochenem Ziegelmauerwerk gemacht sind. Die Idee schien gut, wurde ausgebaut und konkretisiert, und mit etwas Phantasie und Herumprobieren gelang es uns, ein ganz passables Muster zu entwerfen.

Aals nächstes galt es, die Ziegel dafür zu beschaffen. Es gab zwar im Land solche, da aber die Anschaffung und der Transport sehr kostspielig gewesen wären, beschlossen wir kurzerhand, eine eigene Produktion zu versuchen. Und wirklich – nach einigen Tagen (und kleinen Enttäuschungen) war unser System soweit ausgereift, dass wir es tatsächlich zu Wege brachten, hundert Stück pro Tag herzustellen. Die in den Holzrahmen getrocknete Mischung aus Zement und roter Erde bewährte sich letztendlich wirklich gut.

Doch nun zurück zu unserer Baustelle. Eine Unzahl kleiner Helfer, im Alter von 4-17 Jahren versuchen uns jeden Handgriff abzunehmen, ihre interessierten Augen verfolgen alles ganz genau, und sie sind, wenn auch noch so klein, willig, jede Scheibtruhe zu fahren. Mit Begeisterung lassen sie sich einteilen, alle wollen die schwierigsten Arbeiten tun, und so muss man die leicht aussehenden Handgriffe gerecht aufteilen. Für mich ist es sogar ein bisschen schwierig, sie mir alle vom Leib zu halten, denn das Aufmauern ist anfangs noch eine heikle Angelegenheit, die meine gesamte Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt.

Durch das Zusammensein mit diesen Kindern und Jugendlichen erfahren wir viel über ihr Dorf, ihre Vorstellungen von Europa und noch etliches andere mehr. Mit der Zeit bekommen wir immer besseren Einblick in ihre Lebensweise und fühlen uns recht bald in dieser Welt sehr wohl.

#### **19. August 1982:**

Moses hat mittlerweile die Ziegelproduktion ganz übernommen, und Matthias und ich sind mit dem Aufmauern bis zu der Stelle gelangt, wo wir unsere selbstgezimmerten Rahmen einmauern können. In diese Holzrahmen kommen zugeschnittene Fensterscheiben, die wir in einem heiklen Transport von Otukpo, der nächsten größeren Stadt, herbeigeschafft haben. Diese Fensterscheiben bemalen wir mit transparenten Farben, und zwar stellen wir die Sakramente und einfache Bibelszenen dar, weil wir uns davon eine lebhaftere Wirkung erhoffen. Dabei können uns einige Jugendliche mit guten Vorlagen helfen, und wir kommen so zu ganz sehenswerten Resultaten.

Was uns an den errichteten Kirchen in dieser Gegend so sehr missfiel, war die Lieblosigkeit, mit der sie einfach aufgestellt wurden. Bei uns spürt man in den Kirchen doch die ganze Einstellung, die Seele und das Weltverständnis der Steinmetze und Handwerker, der Künstler und Erbauer heraus. Eine alte Kirche kann uns noch heute eine Vorstellung von dem damals herrschenden Zeitgeist vermitteln. Man denke da z.B. an die Wunderwerke des Mittelalters, die nur durch ein völliges Aufgehen in der Arbeit entstehen konnten.

In Nigerien aber waren die Gotteshäuser wie Lagerhäuser, wie Fertigteilhäuser im Blitzverfahren aufgestellt.

So haben wir zumindest versucht, mit unserem kleinen Beitrag zu dieser Kirche nicht nur einen Zweck erfüllen, sondern auch etwas Schönes herzustellen.

#### **DIE KLINIK**

Die Klinik in Ogobia war ein Ort, an dem wir uns besonders oft und besonders gern aufhielten. Sie wurde vor drei Jahren zusammen mit dem „Seminary“ von dem irischen Lazaristen Paul Roche gegründet. Unter Klinik t man sich in unseren Breiten etwas Großartiges vor, dort aber ist es nur eine klein,, auch medizinisch nur recht einfach ausgerüstete Station. So bestand auch die Klinik in Ogobia nur aus einem langgestreckten Gebäude mit Platz für 38 Betten, einer Geburtsstation und einem kleinen Häuschen für die drei irischen Krankenschwestern, die den ganzen Betrieb mit allem, was dazugehörte, in Schuss hielten – Arzt gab es hier keinen!

Medizinisch war mir in der Lage, Blutuntersuchungen durchzuführen und somit Blutgruppe, Hämoglobinspiegel und Blutsenkung zu bestimmen, aber auch so verbreitete Krankheiten wie Malaria und Sichelzellenanämie festzustellen.

Durch das Mikroskop kann man darüber hinaus die verschiedensten Erreger im Stuhl erkennen, um dann entsprechende Mittel auszugeben. Die wirksamsten Medikamente gibt es gegen Malaria, Ruhr, Gelbsucht, Tetanus und die zahlreichen Parasitenkrankheiten. Von allergrößter Bedeutung ist natürlich die Gebärklinik, der zahlreiche Mütter das Leben ihrer Neugeborenen verdanken.

Mit welcher vielfältigen Schwierigkeiten die Schwestern zurecht kommen müssen, soll die folgende Geschichte zeigen:

Als wir heute abend nach der Arbeit zur Klinik fahren, um Medikamente zu holen, waren die fünf Fulani-Hirten wieder da. Die Fulanis sind ein eigener Stamm, der sich im Aussehen und in der Lebensweise völlig von der anderen Bevölkerung unterscheidet. Sie sind groß, sehr schlank, haben meist bemalte Gesichter, und fast alle Männer tragen ein Schwert. Sie führen ein echtes Nomadenleben, ziehen mit ihren weißen Kühen mit den riesig langen Hörnern das ganze Jahr durch den Busch, schlafen immer im Freien und ernähren sich von den einfachsten Nahrungsmitteln. Dass sie unglaublich abgehärtet und überaus stolz sind, konnte ich an diesem Abend selbst erleben.

Die besagten fünf sind vor zwei Tagen im Busch überfallen worden und kamen hierauf mit eingedroschenen Köpfen in die Klinik. Die meisten hatten fingerlange Schnittwunden am Schädel, bei einem war sogar der Knochen gebrochen. Die Schwestern vernähten alle diese Wunden, so gut sie eben konnten, und nun war es soweit, dass die Nähte entfernt werden mussten.

Die Schwester arbeitete im Freien, und da heute der Generator nicht funktionierte, und es schon finster wurde, nahm man eine ganz gewöhnliche Taschenlampe zu Hilfe. Nachdem ich eine ganze Weile zugeschaut hatte, konnte ich mich auch beim Herausziehen der Nähte behilflich machen. Der Mann war wirklich beeindruckend, wie er ohne mit der Wimper zu zucken, die äußerst schmerzhafteste Behandlung über sich ergehen ließ, ohne jegliche Narkose oder Lokalanästhesie. Mich selbst überkam ein flaues Gefühl in der Magengegend; besonders abstoßend war das eitrigste, stinkende, braune Sekret, von dem eine ganze Menge unter der Kopfhaut zu sein schien und das an einigen noch nicht verheilten Stellen hervorquoll. Später erfuhr ich, dass die Fulanis Schießpulver auf ihre Wunden „gepudert“ hatten, was die Ursache der Infektion war. Tage danach erzählten mir die Schwestern, dass trotz der anfangs böse aussehende Infektion alle Wunden sehr gut verheilt waren.

## **IMPfung IM BUSCH**

Um den medizinischen Wirkungsbereich zu erweitern, hatten die Schwestern begonnen, die Kinder der Umgebung systematisch zu impfen. Dazu musste man ein- bis zweimal pro Woche in eines der zahlreichen abgelegenen Dörfer fahren, denn zu Fuß wären die Leute bestimmt nicht zur Klinik gekommen. Für Niki und mich war es jedesmal ein ganz besonderes Ereignis, zu solchen Fahrten mitgenommen zu werden. So waren wir auch an diesem Nachmittag voll freudiger Erwartung, als wir nach dem kleinen Buschdorf Ugene aufbrachen, mit Impfstoff gegen Masern, Polio, Diphtherie und Tetanus in der Kühltasche.

Märchenhaft war schon die Hinfahrt auf den engen, roten Sandstraßen, eingesäumt von übermannshohem Schilfgras, vorbei an Dörfern mit herbeilaufenden und „Father“ schreienden Kindern, vorbei an Wasserstellen mit sich waschenden und badenden Negern, vorbei an Leuten, die mit dem Fahrrad oder zu Fuß auf dieser Straße unterwegs waren und unglaublich große Lasten auf dem Kopf trugen, vorbei auch an Müttern, die ihre Babies am Rücken hatten, ja alles zog an uns vorbei, wie ein schöner, friedlicher Traum. Es war aber kein Traum, alles das, was ich hier mit meinen Augen sah, war echt und wirklich, war nicht Schein und Trug meiner Einbildung, sondern war Tatsache, war wahres Leben. Herrlich und unbegreiflich, dass ich all dies erleben durfte.

Als Father Brian den Kleinbus unter einem großen Baum am Rande eines Dorfes abstellt, werde ich aus meinen Träumereien gerissen. Ein Tisch und zwei Sessel werden gebracht. Wir packen die Kühltasche mit den Impfstoffen, die Spritzen, Nadeln und Desinfektionsmittel aus, und dann kann es auch schon losgehen. Nach kurzer Zeit sind wir von einer großen und lauten Menge umgeben: Mütter, die ihre angsterfüllten Kinder bringen, junge Burschen und Mädchen, die schadenfroh ihr kreischenden kleinen Geschwister betrachten, Väter, die dankbare Gesten und wahrscheinlich auch Worte machen, und ein paar Großeltern, die dem Treiben ungläubig zuschauen. Sie verstehen nicht, was mit dieser Welt los ist. Da die Menge immer größer wird und uns fast zu erdrücken droht, ziehe ich im Sand einen Bogen um uns, den niemand zu übertreten wagt. Auch Niki und ich konnten uns nützlich machen, konnten Polio-Tropfen in die kleinen Mäuler tropfen, Spritzen aufziehen und sogar auch selbst impfen. Nach ca. 2 Stunden war unsere Arbeit zu Ende. Wir hatten alle, die gekommen waren, geimpft, insgesamt über 60 Kinder. Auch den kleinen Ausreißer, der angesichts der gefährlichen Nadel sich von der Mutter losgemacht hatte und in panischer Angst davongerannt war, hatte man wieder „eingefangen“ und zu uns gebracht. Alle diese Kinder sind nun gegen die sehr gefährlichen Masern geschützt, die dort so oft tödlich enden.

Zum Gaudium aller beteiligten wir uns noch kurz am Fußballspiel, dann packen wir alles zusammen und fahren bei untergehender Sonne wieder über die rote, friedliche Sandstraße, die vom übermannshohen Schilfgras eingesäumt ist, vorbei an den märchenhaften und doch echten Dörfern zurück nach Ogobia, noch immer das angsterfüllte Schreien der Kinder in den Ohren, die bunte Menge, die Impfstoffe und Spritzen vor Augen und ein Gefühl tiefen Glückes und berausender Ruhe und Harmonie im Herzen.

## **HL. MESSE IN OGALLI**

In der letzten Woche wurden wir von Josef, dem Kirchenführer nach Ogalli, das eine Dreiviertelstunde von Ogobia entfernt liegt, zu einer Abschiedsmesse gebeten. Gerne folgten wir der Einladung in dieses Dorf, das von der modernen Zivilisation noch recht unberührt geblieben ist.

Es gibt dort noch keine eigene Kirche, und so setzte sich die versammelte Gemeinde zur Meßfeier unter einen großen Baum. Als Altar diente ein einfacher Holztisch. Das Bild war wirklich einmalig. Vorne die zwei Priester in ihren weißen Alben, auf dem Altar zwei blinkende Kelche, daneben zwei Kerzen, in einem großen Halbkreis die singende und betende Menge, das Ganze überdacht von den Kronen zweier Bäume, und im Hintergrund die Strohdächer der Lehmhütten. Den Worten Father Brians, die in die einheimische Sprache übersetzt wurden, konnte ich kaum folgen. Zu sehr hing ich meinen eigenen Gedanken nach.

Während der Predigt begann es plötzlich leicht zu nieseln und dann immer stärker zu regnen, sodass man in Windeseile in das sogenannte „church-house“ übersiedelte. Es ist dies eine aus Lehmziegeln gebaute und mit einem Wellblechdach gedeckte, rechteckige Hütte mit einer Türöffnung und drei kleinen, schiefen Fenstern. Nachdem sich alle wieder gesetzt hatten, der Altar aufgestellt und die Kerzen angezündet waren, fuhr Father Brian mit seiner Predigt fort. Der Regen hatte sich aber in der Zwischenzeit zu einem Wolkenbruch entwickelt und hämmerte mit solcher Lautstärke auf das Wellblechdach, dass ich nun sicher nicht mehr der einzige war, der den Worten nicht folgen konnte. Der durch den Regen verursachte Lärm ließ allmählich nach, dafür begann man jetzt mit immer größer werdender Begeisterung zu singen. Das Schlusslied der hl. Messe war eigentlich schon vorbei und draußen wurde es bereits düster, aber die Leute kamen mehr und mehr in Schwung und sangen ein Lied nach dem anderen. Ich wurde von der allgemeinen Begeisterung erfasst, vom Rhythmus des phantastischen Trommlers, begann auch zu klatschen und ließ mich vom ganzen Geschehen einfach mitreißen. Es war nun schon fast ganz finster geworden, ein paar Frauen waren aufgestanden und

begannen sich in einzigartigen Bewegungen nach der Musik zu bewegen. Die Stimmung war wirklich unbeschreiblich.

Erst als es stockdunkel war, löste sich die Versammlung allmählich auf. Auch wir mussten uns schweren Herzens verabschieden und diesen wunderbaren und noch so ursprünglichen Ort mit seinen Leuten verlassen.

Noch auf der Heimfahrt sangen unsere Begleiter ihre rhythmischen Lieder, so sehr waren sie diesmal in Schwung geraten.